

## Die Glaubwürdigkeit des Tacitus<sup>1)</sup>.

Vortrag, gehalten in der Festigung der Gießener Hochschulgesellschaft  
am 12. Mai 1934

von Hans Naumann (Bonn).

Das schmale, schlanke, sehr adlige und für uns unvergleichlich wertvolle Büchlein, das wir *Germania* nennen, hatte, wie man weiß, ursprünglich nur ein wissenschaftlicher, erd- und völkerkundlicher Erkurs zu den „Historien“ sein sollen nach der Absicht seines Verfassers. Nun war aber dieser Verfasser ein Mann, der gewiß ein Wissenschaftler, aber mehr noch ein Dichter, ein Künstler war, befähigt, das Wichtigste in künstlerisch-lapidarer Formung zu sagen. Der ferner ein stoisch hochgebildeter Philosoph war, gewohnt an vielleicht wahre Tatsachenverhalte Reflexionen zu knüpfen, die er womöglich nicht den Germanen, sondern sich selbst entnahm. Der schließlich auch ein Tendenzschriftsteller war, welcher den „Untergang des Abendlandes“ verspürte, weil er einem Volk angehörte, das aus der Kultur soeben in die Zivilisation einlief, und über ein Volk schrieb, das aus dem archaischen Urzustand soeben in die Kultur einzulaufen begann. Eine sonderbare Begegnung im geistigen Raum fand also statt, schillernder, als sie einst der andere Germanenschriftsteller, Caesar, über hundert Jahre zuvor mit Ariovist im wirklichen Raume gehabt hat, eine geistige Begegnung jetzt eines Römers mit Germanien, eine Begegnung, die diesen Oswald Spengler des ersten Jahrhunderts so schmerzlich berührte und so romkritisch stimmte, daß man aus seiner *Germania*, wie öfters gesagt wurde, eigentlich eine *Romania* herauschälen kann: die Seele des einen Partners dieser Begegnung lag eindeutig klar, die des anderen schillerte in vielfarbigem Hintergrund.

So kam es denn, daß dieser geistreiche Schriftsteller oft nicht ganz glaubwürdig erschien, dort freilich gewöhnlich am ehesten, wo man von

<sup>1)</sup> Mit Genehmigung der Bonner Univ.-Buchdruckerei (Gebr. Scheur) wiederholt nach dem ersten Abdruck in den Bonner Jahrbüchern Bd. 139 (1934).

den Germanen selbst, seinem Gegenstand, am wenigsten verstand. Seine Glaubwürdigkeit wurde vollends erschüttert, als 1920 durch Eduard Norden im großen gezeigt wurde, wie selbst seine wissenschaftliche Seite anfechtbar war. Denn gerade die antike Völkerkunde ist übersät mit Wandermotiven, mit sogenannten *Topoi*; sie unterliegt einer starken Topo- und Typologie. Es gibt Nachrichten, die klischeemäßig von den Persern, Thrakern, Skythen, Kelten gesagt worden sind, die nun anscheinend ebenso klischeemäßig von den Germanen gesagt wurden und die damit in ihrem Werte zweifelhaft erschienen. Es gab schließlich überhaupt so etwas wie eine antike völkerkundliche Romantik der fernen Fremdvölker, der die Wissenschaft eines müde werdenden Reichs, also auch Tacitus, unterlag. Sie schärfte ihr nicht den Blick, wie man möglicherweise auch hätte meinen können, sondern sie trübte ihn ihr, wie es schien.

Wir müssen zum Besten der Germanistik sagen, daß die Erschütterung, der auch sie zunächst unterlag und die durch andere größer gemacht wurde, als Norden selber sie meinte, bei ihr doch nicht eben lange anhielt. Man besann sich schnell. Die „deutsche Bewegung“ trieb unzweifelhaft dazu an, ich meine die erwachende germanische Renaissance, in der wir jetzt mitten inne stehn. Und ferner hielt ja die Germanistik die beste Kontrollmöglichkeit aus dem übrigen weiten germanischen Raum in den Händen, aus dem nordgermanischen Schrifttum vor allem, aber auch aus der germanischen Archäologie. Wir haben ein Instrument in der Hand, das wir schlagartig spielen lassen können: wie gegen alberne Fälschungen von der Art der Uralinda-Chronik, so für die Glaubwürdigkeit der taciteischen Schrift. Denn es hebt sich von Tacitus bis zur isländischen Saga im allgemeinen ein überraschend einheitliches, einhelliges und klares Bild Germaniens heraus.

Die ererbte Wortformel, in die man einen Sachverhalt bindet, braucht dessen Richtigkeit und seine Wahrheit nicht auszuschließen. Wollte man alles formelhaft Ausgedrückte grundsätzlich bezweifeln, so geriete man in ein Chaos. Wir finden, daß die Art von Philologie überwunden ist, falls sie je bestand, welche meinte, wenn sie die Elemente habe, so habe sie auch die Sache schon selbst. Vielmehr beginnt recht eigentlich das Problem erst hier. Wir müssen sagen:

Noch fehlt überhaupt jede grundsätzliche Untersuchung über das Wesen und die Methode der Topologie. Gerade die Germanistik verfügt über ein zweites, gleich adliges, schlankes, schmales Beispiel, das uns warnen kann: Einhards „Leben des großen Karl“.

Völlig unbekümmert aus suetonischen und andern Florilegien erbaut, gibt diese Vita dennoch im Großen wie im Kleinen ein durchaus richtiges Bild des erhabenen Kaisers. Technische Wendungen, ererbte Formeln des Begreifens und der Wiedergabe, schließen also für uns die Glaubwürdigkeit einer Quelle nicht aus. Der Wissenschaftler Tacitus ist für uns durch die Topologie nicht sonderlich verdächtig geworden. Und daß der Dichter, der Künstler, der Philosoph, der Tendenzschriftsteller in ihm besonders unfähig war, Richtiges zu sehen und Wahres zu berichten, das konnte nur eine Zeit glauben, die vergessen hatte, was ein Dichter war; andere Zeiten haben bekanntlich anders darin geurteilt. Es kommen also zwei Strömungen uns zu Hilfe, der Glaubwürdigkeit unseres Autors grundsätzlich freundlicher zu begegnen: die erwachende germanische Renaissance und eine veränderte Anschauung über das Verhältnis von Wissenschaftler und Dichter.

Sehnsüchtiger Aufblick schließlich zu den fernen Fremdvölkern kann Richtigeres erkennen und zutage fördern, als es Verachtung oder Gleichgültigkeit gewöhnlich tun. Das Ingenium dieses Mannes hat gespürt, was auch wir verspüren, wenn wir irgendwo den Aufbruch junger faszinierender ungetrübter erdgetriebener Kultur erleben, nämlich: daß hier das erscheine, was eigentlich die Erde meinte, als sie Lebewesen schuf, daß hier der Sinn des wirklichen Lebens liege, eine neue „große Weise des Daseins“ erscheine, und daß wir andern demgegenüber und alles andere demgegenüber nur noch verbrauchter Abhub, unberechtigte Reste überlebter Daseinsweisen seien. Daß er hierin das Richtige spürte, lehrte ja alsbald der Verlauf der Geschichte. Er wehrt sich nur selten dagegen. So kann diese Verspürung gewiß nur zu Unrecht seiner Glaubwürdigkeit Abbruch tun, da er sich doch auch hier als ein Seher erwies. Übrigens hat sich Tacitus genau wie Caesar von dem antiken Schema der Naturvölkeridealisation sehr unabhängig gehalten.

Aber verweilen wir zunächst bei den Einzelheiten und erproben wir wenigstens ein Beispiel der Topologie. Man hat dargetan, wie der berühmte Gott- und Volksstammbaum des zweiten Kapitels (sie feiern in Liedern den Tuisto, den erdgeborenen Gott, seinen Sohn Mannus und leiten von dessen drei Söhnen die Ingaevones, die Herminones und die Istaevones ab) im ganzen und einzelnen eine verblüffende Übereinstimmung mit dem skythischen Volksstammbaum bei Herodot aufweist: Zeus hat einen Sohn Targitaos, Targitaos hat wieder drei Söhne, von dem die drei Volksgruppen der Skythen

sich ablösen. Man spricht davon, daß die Darstellung der Skythen einfach auf die Germanen übertragen worden sei. Wir aber werden sagen: eben diese verblüffende wirkliche Übereinstimmung, an der ja auch noch andere Völker teilhaben, ist überhaupt die Veranlassung dafür gewesen, daß Tacitus die herodoteische Archäologie der Skythen weitgehend als Formelquelle für seinen Germanenursprung benutzen konnte. Denn mindestens die Namen Tuisto, Mannus, Ingwas, Erminas, Istwas können ja nicht übernommene Schablone sein; sie sind unwiderleglich germanisch und echt, sie stehen da mit ihrem ganzen eigenen Schwergewicht. Und auch von Liedern über die göttlichen Stammväter steht wohlgemerkt in dem antiken ethnographischen Vorbild nichts. So behält das Zeugnis seinen Echtheitswert nicht nur für die germanische Mythologie, sondern auch für die germanische Dichtung. Es behält ihn um so mehr — und das ist nun das von Tacitus gänzlich unabhängige Echo aus dem germanischen Raum — als die Analogie zu dem dreigliedrigen Stammbaum auch aus dem Germanischen selbst bezeugt ist, nämlich aus dem Nordgermanischen: mit Buri, Burr und dessen drei Söhnen und daß dort wirklich diese Dinge in Verse gebracht erscheinen.

Es ist wahr, was Tacitus von der germanischen Badelust sagt und von der tiefen Geschenkfreudigkeit, von dem stark beachteten Gastrecht und der großen Gastlichkeit, und wir kennen auch aus der Saga die Tatsache, daß der Gastgeber mitsamt den Gastfreunden wirklich weiterzieht ins nächste Gehöft, wenn er mit seinen Gästen die eignen Vorräte aufgezehrt hat.

Es ist wahr, was Tacitus von der Ammenlosigkeit sagt, mag es auch vorwurfsvoll an die Anschrift der römischen Damen gerichtet sein. Aber weder Vorwurf noch Blick für solche Dinge haben hier etwas erfunden oder getrübt.

Es ist wahr, daß die freien Sueben ihr Haar im Knoten trugen und was unser Autor berichtet vom germanischen Mantel, der mit der Fibel oder Spange zusammengehalten wird, von der enganliegenden Hose und dem enganliegenden Hemd (Traininghose und Polohemd würden wir heute sagen), von dem roten Saum an der Frauentleidung. Daß die Germanen sitzend zu essen pflegten, daß ein Gebräu aus gegorener Gerste oder gegorenem Korn, eine Art Ale oder Bier, ihr Volksgetränk war, demgegenüber der romantisch verklärte Met, den Tacitus gar nicht erwähnt, tatsächlich eine viel geringere Rolle spielte, ist durchaus richtig.

Die Sonderstellung des Oheims bei den Kindern seiner Schwester lesen wir auch aus der nordischen Namengebung ab; daß man die *reges ex nobilitate* nahm, aus dem edlen Geschlecht, bestätigt vollauf schon die Etymologie des Wortes „König“ als des Angehörigen eines *kuni*, eines edlen Geschlechtes; daß sie nach Nächten rechneten und nicht nach Tagen, die Verbrecher ins Moor versenkten oder an Bäumen aufknüpften und ein natürliches testamentloses Erbrecht befolgten, ist völlig wahr.

Wenn die höheren Dichtungsgattungen und ein höheres Dichtertum trotz ausführlicher Darstellung des Gefolgschaftswesens, mit dem sie später verbunden erscheinen, nicht sichtbar werden, so wird das seine Richtigkeit haben, wahrscheinlich brachte das erst die Völkerwanderungszeit. Wie es durchaus seine Richtigkeit hat, wenn Tacitus Kunst und Kunsthandwerk nur sichtbar werden läßt in Fibel oder Spange, im Armreif, Halsring und Brustschmuck, im schön bemalten Schild, in den roten Säumen am Überwurf der Frau und in den Linienornamenten der bunten Fachwerkflächen an den Häusern. Stellt man diese Dinge so zusammen, so ergibt sich ein überraschend wahres und klares Bild. Nur daß Germanien keinen Bernsteinerschmuck getragen hätte, darin irrt er sich freilich.

Es stimmt natürlich der Fachwerkbau, aber auch die Wohngrube, der Wohn-, Web- und Getreidekeller, die Winterhütte ist richtig: Troglodyten sind sie trotzdem nicht gewesen. Erstaunlich richtig ist die Siedelung im Einzelhofsystem oder in Hausendorfform gesehen und geschildert, gerade in ihrer Ungeschiedenheit, die grundsätzlich richtig ist, mindestens für den westgermanischen Raum. Es stimmt der gänzlich stadtlose Charakter dieser erdhafteu Krieger- und Bauernkultur; Wehrplätze und Fliehburgen besaß sie gleichwohl, *oppida*, aber nicht *urbes*. Daß auch ein paar Handelsfaktoreien möglicherweise so früh schon hinzukamen, ist das einzige höchstens, was fehlt. Erstaunlich wahr kommt die feste Siedelungsform und der gänzlich nichtnomadenhafte Charakter heraus.

Es ist wahr, was Tacitus sagt vom Bernsteinhandel an der Bernsteinküste, vom strenger entwickelten Königtum der Ostgermanen. Tacitus weiß genau wie wir, daß die Kelten aus Mitteldeutschland verdrängt worden sind; Caesar, den er hier mit Recht kritisiert, hatte Mitteldeutschland für ursprünglich germanisch und die Kelten für die zeitweiligen Eroberer dieses Gebietes gehalten. Tacitus weiß, daß die Bojer von den Markomannen aus Böhmen vertrieben worden

sind und daß Böhmen von den Bojern seinen Namen führt. Was er von der sonderbaren Vorliebe für die Silberdenare sagt, für die eingeführten Zahnrad- und Zweigespannmünzen und von der eigentümlichen Ablehnung der Goldmünzen, das haben die Funde bestätigt.

Es ist richtig, von den drei Göttern Merkur, Herkules, Mars zu sprechen, womit er Wodan, Donar und Ziu meint, und mindestens ist es für den Westraum richtig, den sogenannten Merkur als den höchsten unter diesen hinzustellen. Selbst das merkwürdige Kolonistenrequisit vom Herkules hätte er nicht bringen können, wenn er nicht gewußt hätte, daß die Germanen einen Herkules verehrten, d. h. einen mit dem Namen Herkules einigermassen richtig interpretierten Gott. Er weiß von diesem germanischen Herkules, aber natürlich verbindet er mit dem antiken Namen zugleich eine antike Vorstellung und so sagt er, Herkules soll bei ihnen gewesen sein, als ob es der antike Wanderheros wäre und nicht der ewige seßhafte Gott. Die Beschreibung des Nerthuskultes ist uns ebenso wie der Name der Gottheit ganz unabhängig aus dem Nordgermanischen bezeugt. Der Fesselhain, von dem er bei den Semnonen berichtet, ist dem Worte nach auch aus der Edda bekannt. Was Tacitus vom Fehlen der Götterbilder und der Tempel sagt, hat sich bestätigt, auch das ändert sich im allgemeinen erst von der Zeit der Völkerwanderung ab. Stoische Philosophen sind sie trotzdem nicht gewesen, stoisch ist nur seine eigene Begründung. Bei Altar, Tempel, Götterstatuen und Priester verführen uns wie ihn die antiken Wörter freilich zu übertriebenen Schlüssen. Heilige Orte und heilige Gegenstände anderer Art gab es natürlich gleichwohl, und dies bestätigt er übrigens selbst, nämlich göttliche Symbole, die *signa et effigies*, die man zum Kriege aus den Waldheiligtümern holte, Tierbilder und Fahnen (nichts könnte germanischer sein), holzgeschnitztes Werk und heilige Gewebe. Die germanische Archäologie der vorrömischen Zeit hat durchaus bestätigt, was er hier sagt. Und eben die Waldheiligtümer, gerade die Waldheiligtümer, von denen er eine ganze Reihe kennt, sind etwas eigentümlich Germanisches. Wegen der Bildlosigkeit der Götter und wegen des Holzmateriels etwelcher Zurüstungen können wir sie im Innern Germaniens heute archäologisch schwerer nachweisen, aber wo, wie im Treverer- und Lothringerlande, die fremde angelebte Verbildlichung in Stein zum heimischen religiösen Grundgefühl sich hinzufügt, wird der Waldkult großartig sichtbar, objektiviert und manifestiert er sich, bestätigt er sich durchaus.

Es ist richtig, daß diese Nordländer Durst und Hitze schwerer ertragen als andere Völker und daß der Geist ihrer Kriegführung nur auf Angriff gerichtet ist, daß sie nur im Angriff tüchtig sind und nur im Angriff militärische Erfolge haben. Sichtbarer Ausdruck dafür, und von ihm als solcher wohlbegriffen, wird die keilförmige Schlachtordnung, die er kennt, und der Schiffstyp, den er zeichnet mit der Stirnseite vorn wie hinten, stets zum Anlauf und Angriff bereit. Selbst was er von dem kriegerischen Verwilderungszustand der chat-tischen Kämpfengruppen berichtet, ist bestätigt durch die entsprechenden Nachrichten von den Taifalen, Herulern, Sachsen, Langobarden und nordischen Berserkern. Wir wissen, daß es durchaus wahr und richtig ist, was er berichtet von der Mitgabe der Waffen ins Grab, von der Mitgabe des Rosses in den Hügel. Wie es völlig richtig ist, was er von der Bewaffnung sagt, von der seltsamen Helmlosigkeit oder vielmehr von der Ablehnung der Helme. Besitzen wir doch wiederum erst aus den Jahrhunderten der Völkerwanderung einige Helme, und zwar pontischen Ursprungs, und es sind kaum mehr als neun. Die *framea*, die wir so gut kennen, das heißt jener Speer mit dem schmalen kurzen Eisen, geeignet zu Wurf und Stoß, wird sichtbar bei ihm. Und Tacitus überliefert uns zugleich das Wort, mehrfach, mit einem gewissen Stolz auf die Vokabel. Es wird sichtbar, daß das Hauptgewicht die Fußkämpfer bilden. Aber es ist erstaunlich, wie sich mit fast künstlerischer Intuition trotzdem mit sicheren Zügen das ewige, typische und unvergängliche Bild des germanischen Reiters heraushebt, der sich mit Speer und Schild begnügt, und den uns später Dichtung, Grabsteinzeichnung und Mythos für immer festgehalten haben.

Schon diese Einzelheiten ergeben also ein überraschend wahres und sehr bezeichnendes Gesamtmosaik. Aber wichtiger ist doch der Geist des Ganzen, die künstlerische Erfassung, mit der das Phänomen Germanien recht eigentlich begriffen ist. Der ganze Ton, mit dem hier von Germanien gesprochen wird, ist absolut der wahre, würdige und echte. So geziemt es sich eben durchaus, von den Erben des Weltreichs und der Kultur zu reden. Hier sind andere als nur wissenschaftliche Mittel tätig, hier eben ist die Anteilnahme eines nachgestaltenden Künstlers am Werke, dem es verliehen ist, das einmal wissenschaftlich Erschaute und Erfragte bildhaft lebendig in dem Plan einer Gesamtdarstellung engsten Rahmens erstehen zu lassen. Besonders die kristallklare Menschbezogenheit, in der alles Germanische

liegt, kommt wunderbar bei Tacitus zum Ausdruck sowie das sehr stark männliche Gepräge der germanischen Kultur.

Das nach Süden und Westen noch sehr begrenzte, noch von Rhein und Donau umsäumte Germanien mit den offenen und unbestimmten Grenzen im Norden und Osten kann nicht treffender umschrieben werden, als es durch Tacitus geschieht. Kelto-romanisch waren ja noch der Süden und Westen am rechten Ufer der Donau und am linken Ufer des Rheins. „Germania“ bedeutet ja nicht Deutschland. Von Deutschland ist noch nicht die Rede in diesem Buch, damals fehlten dazu noch die wichtigsten Teile. Diese kleine *Germania omnis*, dies nur nach Norden und Osten unbemessene Gemeingermanien entspricht, wie man weiß, der *Germania magna* des Ptolemäus.

Aber wunderbar und dankenswert bleibt, wie durch diese *Germania omnis* dort, wo er von den drei westgermanischen Kultverbänden spricht, und wiederum dort, wo die Achse des zweiflügeligen Buches liegt (Kap. 2 und 28), ein noch kleineres Germanien hindurchschimmert, wie in Transparenz, aus jener uralten Zeit, als noch ganz Mitteldeutschland keltisch war und der Rhein noch nicht erreicht. Diese Transparenz, dies Ineinanderschieben zweier Germanien, dieser lebendige Eintritt der erschreckenden raschen Vergrößerung des Raumes aus dem kleineren und älteren Kreis in den größeren und jüngeren zusamt der noch rätselvolleren Grenzenlosigkeit des Ostens und Nordens, diese Anzahl der benamsten Stämme, die den Raum erfüllt und nicht aufhören will zu quellen und zu wogen, sich in Marsch zu setzen, sich zu verdrängen, zu vertreiben und einander nachzurücken, dieser Anblick einer unerschöpflichen Völkerwiege, eines ewigen Volks ohne Raum, der sich aus all dem ergibt, kann gar nicht eindrucksvoller, erschauernder und richtiger formuliert werden, als es auf diese Weise scheinbar ganz ungewollt und sehr mittelbar sich ergibt. Man begreift gut, daß Tacitus angesichts des unaufhaltsam drängenden Geschicks seines Reichs nur noch das Heil von der herkömmlichen und gut durchschauten Zwietracht der germanischen Stämme selber erwartet und daß er damit zugleich einen letzten erschreckenden künstlerischen Akzent mit einer scharf erkannten Wahrheit verbindet.

Wir glauben, daß Tacitus recht hat mit der Eigenständigkeit Germaniens in den von ihm gezeichneten Räumen des Abendlandes. Wir glauben an die Eingeborenheit der germanischen Rasse in dem kleineren Ostseeraum, die er auf dreifache Weise und zuletzt anthropologisch begründet. Wir glauben mit ihm an diese Eingeborenheit

wie an die Rasse selbst mit all den anthropologischen Merkmalen, die er ihr zuschreibt. Dies innerste uralte Germanien nördlich des Herkynischen Waldes, an der Ostsee und auf den Inseln des Ozeans war wirklich die ungestörte Wiege der Sprache, der Eigenständigkeit und der Rasse Germaniens, welche es indessen selbst zerstörte, als es aus diesen engen Grenzen brach. Kimbern, Teutonen, Goten, Sueben, Langobarden, Sachsen und Angeln, Haruden, Rugier, Heruler und Burgunden, Wandalen und Gepiden, sie alle brachen ja aus dieser Wiege hervor. Wald und Sumpf hatte sie gut isoliert, bis sich ihre Eigenart, von der er mit Recht überzeugt ist, ungestört entwickelt hatte in tiefer Selbsthaftigkeit und langem Bauerntum. Selbstverständlich gab es eine germanische „Rasse“, aber mit den riesigen Kolonialgürteln, die sie um sich legte, zerstörte sie zugleich sich selbst, und eine deutsche Rasse mußte sich erst wieder bilden.

Wir sind also überzeugt von der Wahrheit der klassisch-schönen Stelle, wo es heißt: „Ich für meine Person trete der Meinung derer bei, die da glauben, Germaniens Völkerschaften seien durch keinerlei Vermischungen mit andern Stämmen verfälscht, sondern eine eigenartige, reine und nur sich selbst gleiche Nation (*gens tantum sui similis*), daher ist auch ihre Körperbildung trotz der großen Bevölkerungsmenge bei allen die gleiche: scharfblaue Augen, rötliches Haar, riesige Leiber, doch nur zum Angriff stark usw.“ Diese Sätze, welche denen unter uns, die sich mehr auf der germanischen Ebene als auf der deutschen fühlen, ein Stück Religion sein können, bedürfen nicht vieler Worte. Sie überzeugen uns unmittelbar. Es handelt sich um die von außen auffällige bekannte Typusgleichheit einer bäuerlichen Gemeinschaftskultur, ferner um den Typ der Nordbevölkerung Europas, den wir in Germanien desto zahlreicher antreffen, je weiter wir räumlich nach Norden schreiten und je weiter wir zeitlich zurück in der Geschichte gehen. Diese taciteische Beschreibung galt noch im 9. Jahrhundert so genau von den Niedersachsen, daß der Mönch Rudolf von Fulda sie 863 ohne weiteres auf sie anwenden kann. Er hat so wenig dabei für die Sachsen gelogen, wie Tacitus für die Germanen überhaupt. Denn die Niedersachsen des 9. Jahrhunderts waren eben noch so gut wie identisch mit den Germanen der taciteischen Zeit. Ich darf vielleicht — rasch im Vorübergehen — hier noch eine reizvolle Beobachtung aus dem 13. Jahrhundert anfügen. Man kennt die große Manessische Minnesängerhandschrift. Man weiß, daß sie in Fülle Figuren der Zeit enthält. Es sind deren 468, Männer und

Frauen. Noch von diesen 468 Figuren der Manessischen Handschrift um 1300 sind 384 blond gemalt; 74 sind zufällig behelmt, verkappt, verschleiert oder verhüllt, so daß man den Typ nicht erkennt, 6 sind grau oder weiß (alte Leute) und nur drei sind schwarz, darunter einer, der damit als Heide gekennzeichnet ist. Diese 384 blonden Männer und Frauen geben ein Bild des deutschen Adels im 13. Jahrhundert wieder, und entspräche das um jene Zeit etwa der anthropologischen Wahrheit nicht mehr, dann wäre es noch viel interessanter und wichtiger, denn dann verriete sich ein ewiges Wunschbild dieser Nation mit ungeheurer Realität und es würde sich die Frage nach der Herkunft und den Gründen dieses Wunschbildes auf. Aber auch das Wort von der *gens tantum sui similis* behält für uns historischen Wert. Daß es vorher von den Skythen, den Ägyptern, durch Plutarch übrigens schon von den Kimbern gebraucht erscheint, tut dem keinen Abbruch. Es gilt natürlich sowohl von den Ägyptern wie von den Germanen.

Gewiß, Deutschland sieht nicht so aus, wie Tacitus mit wenigen Strichen die Landschaft des germanischen Raumes schildert, aber höchstwahrscheinlich hat Germanien so ausgesehen. Natur- und Kulturlandschaft lagen noch im ersten Kampf miteinander, von Zivilisationslandschaft ist noch keine Rede. Es überwiegt noch die Naturlandschaft, ja es wird ihr Begriff überhaupt so recht eigentlich klar aus der taciteischen Germania: die Uneinheitlichkeit des Gesamtgepräges, die vielen großen Urwälder und Waldgebirge, die Moore und Sümpfe in Fluß- und Marschniederungen, der Regen im Westen, der Wind im Osten (wie richtig ist das ozeanische und das kontinentale Klima erkannt!): „landschaftlich unschön, im Klima rauh, traurig für den Bebauer wie für den Beschauer“ nennt er den germanischen Raum. Übrigens wird, als er zu den Chatten kommt, doch auch die mitteldeutsche Hügellandschaft mit wenigen Strichen ganz gut sichtbar, die fruchtbaren Saine und Wälder des Samlandes erschließt er aus der ursprünglichen Natur des Bernstein, und als er am Nordrande Germaniens angelangt ist, läßt er, verhüllt zwar im antiken Heliosmythos, aber doch naturgetreu, die hellen Nächte des Nordens aufleuchten.

Was wir vermissen, wäre das steppenartige Grasland, denn in Wäldern wohnen ganze Völkerschaften nicht. Es sind Formeln, allgemeine Urteile der antiken Welt, denen er sich hier anschließt, doch trotzdem richtig, nur mit der Einseitigkeit des verwöhnten Südländers

gesehen und mit dem einseitigen Geschmack an der Kulturlandschaft, den wir heute längst nicht mehr teilen, weil uns schon die Gefahr der Zivilisationslandschaft bedroht. Öl und Rebe fehlen ihm, aber schon reicht mit dem Getreidebau, mit dem schmucklosen Weidewieh auch die Kulturlandschaft in sein Bild, das heißt die gütig und weise besiedelte, aufgeteilte, zur Heimat gezähmte Naturlandschaft, in die das menschliche Sittengesetz hineinprojiziert erscheint; Verbundenheit mit der Natur läßt sie dem Menschen noch zu, ihren Rhythmus gönnt sie ihm noch in Atem und Blut. Tacitus schildert gewissermaßen noch aus dem Schrecken vor der Naturlandschaft heraus, den jener empfindet, dem der Besitz der Kulturlandschaft noch nicht so bedroht ist wie uns. Denn man muß schon wieder in diesem behaglichen Besitz bedroht sein wie wir, nämlich von der Zivilisationslandschaft, um sich nach der Naturlandschaft zurückzusehnen und mit überwundenem Schrecke Reize an ihr zu finden. Soweit war Tacitus noch nicht, denn zu seiner Zeit bildete sich ja erst die italienische Kulturlandschaft, wie wir sie kennen, so richtig heraus, während den Horaz noch der Wolf im Sabinergebirge verfolgte. Der Schrecken vor der germanischen Landschaft fiel für den Römer fast noch zusammen mit dem Schrecken vor dem germanischen Volke selbst. Der Teutoburger Wald erregte begreiflicherweise Schauer in jeglichem Sinn. Wir würden seit einem Jahrhundert die germanische Landschaft, wie er sie schildert und wie sie war, heroisch finden; Arndt und andere Romantiker protestierten noch gegen das taciteische Bild, so sehe Deutschland nicht aus. Gewiß, aber Germanien sah wahrscheinlich so aus. Die größeren Wälder, die dickeren Moosdecken der tieferen Bebuschungen, das dichtere Unterholz, der höhere Grundwasserstand der gänzlich unregulierten Flüsse und Ströme, die sumpfigeren Altwässer sorgten noch für Nebel, Wolken und Nässe in einem Umfange, der den Südländer schreckte. Tacitus, sagte Arndt, könne wegen dieses falschen Bildes nicht selber in Deutschland gewesen sein. Gewiß, gewiß, aber das hat auch niemand behauptet; in Germanien könnte er höchstens gewesen sein, in Deutschland gewiß nicht.

Was Tacitus über die öffentlichen Einrichtungen sagt, daraus leuchtet die klare Erkenntnis, daß hier die Staaten nicht von der Polis aus, sondern von der bäuerlich-ländlichen Gemeinde ihren Weg genommen haben; daß hier die Staaten auf den Dienstgedanken und die genossenschaftliche Ordnung sich gründeten; daß aber in dem Mosaik der germanischen Staaten zugleich noch alles im Fluß ist, Teilung und

Zusammenschluß immer von neuem das Bild des Ganzen verändern und jede Konsolidierung noch fern aussteht. Die Bevölkerung Germaniens bildete damals ja längst kein einheitliches Staatsgefüge mehr, sondern eine fließende Summe von *civitates*. Welche Umstände zu dieser Zertrümmerung geführt haben, die so aussieht, als wäre ein Stern in Meteore zerschlagen, die nun als Mengen statt als feste Kugel bis auf den heutigen Tag durch das All der Geschichte treiben, das wird auch bei ihm nicht sichtbar. Genug, daß er diesen Zustand malt, dies Mosaik der *civitates* und der *pagi* mit der Führerverfassung im Westen und mit den östlichen Königümern. Es ist genau erfasst, wie die grundsätzliche Gleichberechtigung aller Freien die Grundlage bildet; in den Thingen kommen Freie wie Führer zu Wort, wenn sie das Zeug dazu haben. Führer wie Freie sehen sich immer von neuem vor die Aufgabe gestellt, sich zu beweisen und zu behaupten. Die Notwendigkeit der Redegabe ist richtig begriffen, auf Persönlichkeit, Tüchtigkeit und Verstand ist alles gestellt, nicht, wie man vielleicht meinen möchte, auf die kriegerische Fähigkeit allein. Die nordische Saga gibt uns genau den gleichen Zustand wieder. Es ist richtig gezeichnet, wie sich das Thing mit Rechtsprechung und mit Beratung der öffentlichen Angelegenheiten doppelt verknüpft, wie sich das Jahr der Freien nach den Volksversammlungen gliedert (die Termine mit akademischem Viertel innegehalten!), wie überhaupt die Thinge neben den Führern die maßgebenden Kräfte des Regimentes sind. Diese schönen und klaren Strukturen der Verfassung sind ebenso schön und klar begriffen, einer Verfassung, die kein Bürgertum kennt und kein Proletariat, sondern nur adlige und gemeinfreie Bauern und Krieger, Jarle und Karle, dazu die Halbfreien und die Unfreien, die aber nicht wie antike Sklaven, sondern wie selbständige Kolonen und Hinterlassen gehalten sind.

Die Führer und Könige führen den Vorsitz vor Gericht und haben die Leitung im Krieg, aber alle Beschlüsse stehen beim Thing, und diesen Beschlüssen bleiben sie unterworfen. Ihre wichtigste Aufgabe ist der Krieg, aber noch hat die Epoche des großen Heerkönigtums nicht begonnen. Ihre Macht ist auf keine magisch-dämonische Despotie eingestellt, sondern auf ihr eigenes Charisma, auf ihre Persönlichkeit und Rede, auf die Magie und das Glück des geborenen Führertums. Dieses voll Menschliche, diese rein menschliche Würde, die schöne erdhafter Klarheit ohne jede mystisch-schwüle Königsatmosphäre ist ganz rein wiedergegeben. Ein morgenländischer Monarchenbegriff ist noch

nicht importiert, und so ist die Kritik des Things diesen Bauern- und Kriegerführern nicht peinlich, wie sie es den Kalifen, Sultanen, Pharaonen, Schahs und Großmoguls wäre. Wir kennen ja auch aus den nordischen Königssagas diesen Zustand.

In diesem schmalen Büchlein ist, wie beim Dinggedicht eines Dichters, der Gegenstand so oft und so eingehend betrachtet, bis seine wesentliche Erscheinung sich auftrat; bis sich auftrat, daß in Germanien weder ein Prunken mit Ausrüstung ist, noch eine Lust am Quälen, am mittelalterlichen Foltern herrschte, eine eher prude Rühle in der Erotik wie im Recht, verglichen mit den reizbareren Romanen, bis sich auftrat, daß hier körperliche, geistige und moralische Tüchtigkeit dasselbe sind, daß auch das Gelage durchaus seine Funktion hat im öffentlichen Leben, „als ob zu keiner andern Zeit ihr Sinn offenerherziger der Meinungsäußerung zugänglich wäre; dies Volk, das nicht schlau berechnet, erschließt in der Freiheit fröhlicher Stimmung auch noch die Geheimnisse des Herzens“. Es wird die Arglosigkeit dieser Rasse sichtbar, ihre Zwietracht und ihre Empfänglichkeit für die Lockungen des Ruhms, dazu das Rachebedürfnis ihrer Sippen, das heißt aber, es werden wunderbar deutlich die Kräfte sichtbar, die über Jahrhunderte hinaus das spätere eigentümlich germanische Heldenlied bestimmen und tragen. Die gedrängten Worte, die tiefen und zugleich wahren Farben bringen hier Geheimstes zum Ausdruck.

Es ist künstlerisch, wie mit wenigen Strichen das Bild des frühgermanischen Kriegers hervorleuchtet, der noch nicht beeinflusst ist von der Erscheinung des römischen Legionärs wie später der fränkische Krieger. Das ist nicht der glänzende homerische Krieger mit dem hochbehelmtten Haupt, auf dem Streitwagen jagt er laut rufend, laut klagend, laut heulend über das Schlachtfeld, von drei, vier Pferden gezogen. Das ist nicht der kleine römische Legionär, der die Maschine einführt in die Schlacht, eingeschient von oben bis unten, im Besitze sämtlicher Angriffs- und Verteidigungswaffen, kazenartig und unheimlich flink springt er auf das Schilderdach der germanischen Keils und reißt es auf von oben. Das ist nicht der Kelte auf den Sichelwagen, die den Gestürzten und Verwundeten die Füße zerschneiden und das Gedärm aufwickeln. Das ist nicht der kleine flinke Hunne, der vom raschen Pferdchen aus weiter Ferne mit Pfeil und Bogen schießt; die Väter, die Hunnen, schießen mit Pfeilen, hunnisch bleibt's für die ganze Heldensage, etwas Unedles hat im germanischen Raum der lautlos Heranstreichende. Sondern das ist der junge blonde Mann

mit nacktem Oberkörper, ohne Helm, in Trainingshosen, Schild und Kurzspeer in der Hand, das Schwert an der Seite. Wenn er ganz jung und hurtig ist, findet man ihn bei den Parabatan draußen, zu Fuß oder zu Pferd; später steht er im Keil mit der Sippe oder mit der Gefolgschaft, und wenn er am Ziele seiner Wünsche angelangt ist, wird er an der Spitze des Keiles stehen, den ersten Schild haltend, ruhig und sicher. Das Bild dieses kriegerischen Stils würde denn auch nicht passen zu der taktischen Form der antiken Phalangen, wie sie auf dem Boden der antiken Stadtrepubliken erwachsen, oder zu den dichten und breiten Gevierthaufen der Landsknechte, die gleichfalls mit den Städtestaaten entstanden, oder zu der breiten linearen Schlachtordnung des Rokoko, zu der Bajonett-Kolonnen-Taktik des 19. Jahrhunderts, zu der geschmeidigen Linie der Schützen-taktik, wie sie feuernd und springend durch das Gelände gleitet<sup>1)</sup>, sondern das Bild dieses kriegerischen Stils paßt einzig und allein zu der keilförmigen Schlachtordnung, wie sie sich aus Sippe oder Gefolgschaft gebär und deren Ordnung verkörpert — und wie sie an unseren Stoßtrupp erinnert, mit dem Mann an der Spitze, der die abgezogene Handgranate schwingt.

Tacitus erwähnt alle Haupterscheinungen des germanischen Strafrechts, Hinrichtung, Fehde, Vergleich, Buße, Friedensgeld, was uns alles aus der Sage sehr wohl vertraut ist, aber er vergißt anscheinend die Acht, die Friedlosigkeit, die wir aus der isländischen Saga so besonders gut kennen. Indessen hat vielleicht wirklich Acht und Friedlosigkeit auf Island eine ungleich größere Rolle gespielt als sonst im germanischen Raum. Denn auf Island war das Gefolgschaftswesen stark zurückentwickelt, und so blühte dort das Eingänger- und Achtertum besonders stark auf. Wo aber, wie im übrigen Germanien, ein stark entwickeltes Gefolgschaftswesen bestand, ward der Loslösungstrieb von der Sippe, dem der junge Mann in den Entwicklungsjahren so leicht unterliegt, der frühe Hang zum Einzelgängertum von ihm abgefangen, und Acht und Friedlosigkeit konnten kaum so große Rolle spielen.

Jedermann weiß, wie das germanische Gefolgschaftswesen und das germanische Ehwesen in diesem schmalen Buch zum leuchtenden Doppelgestirn geworden sind; wie selbst diesen Autor hier die Kühle verläßt und wie hier seine lakonische Knappheit erstirbt, Schwung und Preis, ja beredsamer Hymnus ihn hinreißt. Wie die zwei Kapitel über Führer

---

<sup>1)</sup> Oskar Vogl, Taktische Formen, Bonner Mitt. 13, 1934.

und Gefolgschaft das Adligste und Wahrste aussagen, was je über dies Thema gesagt worden ist, adlig und wahr, in jeder Zeile belegbar noch auf ein Jahrtausend hinaus, ja bis in diese Gegenwart hinein, davon kann man sich leicht überzeugen. Mit wie sicherem Griff die germanische Einehe, die ja durch Grabfunde bestätigt ist, als eine Kameradschaft erfaßt worden ist, bei der die Frau Genossin der Leiden und Fährnisse des Mannes ist, nicht außerhalb der männlichen Tugenden steht, das konnte so nur der Blick des römischen indirekten Sittenrichters erspähen. Kein magischer Kult, kein feierliches Ritual, ein nüchterner Tenor, bei dem sich alles Religiöse in den symbolischen Wert der Ehegeschenke flüchtet, die keine Mitgift darstellen, sondern die mit ihrem nüchtern bäuerlich-kriegerischen Charakter auf die restlose Kameradschaft hinweisen, nicht anders wie in der Gefolgschaft die Gaben zwischen Führer und Mann: — das alles ist glänzend geschaut und gesagt.

Die beiden Doppelpartikel über Gefolgschaft und Ehe gleichen einander an wunderbarer Wärme wie ausführlicher Sympathie. Sie gehören auch zueinander in der Atmosphäre, die sie uns vermitteln und die vollkommen die gleiche ist. Das eine Mal scheint die Ehefrau, das andre Mal der Krieger im Mittelpunkte zu stehen. Aber im Grunde haben doch die beiden Doppelpartikel zusammen nur einen Helden, den germanischen Mann in den beiden ewigen Formen des männlich verbundenen Daseins: der Mann und seine Freunde, der Mann und sein Weib. Weil dem so ist, beginnt Tacitus das Gefolgschaftswesen mit der Wehrhaftmachung und beschließt es im Familiären. Denn die Wehrhaftmachung eröffnet die Verbundenheit mit den Freunden, die Eheschließung die Verbundenheit mit der Frau. Vor der Wehrhaftmachung gehört man in den Schoß der Sippe, vor der Eheschließung gehört man in den Schoß der Gefolgschaft. Waffennahme und Waffengabe ist mit beiden Festen als einziger Ritus verbunden: das gezäumte Pferd, der Schild, der Speer. Denn es gibt nichts Heiligeres als die Waffe, darum muß sie beide Male hier dienen. Die Bindung verpflichtet und schließt jede Treulosigkeit aus in beiden Kreisen; in beiden Kreisen ist absoluter Verlaß. Die beiden Ebenen sind denkbar einander genähert, indem die Frau zum weiblichen Freund geworden ist. Die Saga kennt Beispiele dafür, die Dichtung auch. Und Freund wie Frau umschließt die gleiche, eher keusche als erotische Luft. Aber hinter Freund wie Frau stehen zwei weitere tiefe Rücksichten, zwei größere Bindungen, die Gefolgschaft dort, die Sippe hier. Und hinter diesen beiden werden

die letzten sichtbar, der Stamm und seine Führungsform: der Staat. Das ist schließlich das Sonnenlicht, von dem die beiden Doppelgestirne ihre Beleuchtung empfangen.

Die Sippe als Rechtsgestaltung hat genau das Maß bei Tacitus erhalten, das sie im Germanischen wirklich besaß. Sie ist ein lebendiger Faktor im Staat, aber neben der Gefolgschaft; der Stamm ist eine Summe von Sippen, die Sippe reicht im Heeresverband bis in die Front, Eheschließung wie Rache wie Buße sind ihre Obliegenheit. Die Kinder befinden sich, wie vorher im Schoße der Mutter, sodann im Schoße der Sippe als einer zweiten Mutter. Aber doch hat die Sippe nicht so grenzenlose Vormacht wie in Südslawien, und selbst bei Befolgung der Blutrache ist sie doch noch immer auf Erhaltung und nicht auf Ausrottung bedacht. Die Einseitigkeit im Begriff Ehebruch, die sehr strenge Bestrafung gerade der Ehebrecherin ist keine Bevorrechtung des Mannes, sondern erklärt sich vom Standpunkt der Sippe aus; Ehebruch der Frau ist begreiflicherweise ein Verbrechen gegen die Sippe.

Es erscheint völlig richtig, daß die ganze Familien- und Staatsstruktur sehr vaterrechtlich bestimmt verläuft. Die Frau ist ein Besitz, der freilich wirklich verpflichtet, wie Darré in diesem Zusammenhang sagt; und so ist der Weg frei zur Entwicklung ihrer persönlichen Rechte. Die Szene, wo auch die Sippenmütter bis an den Feind gelangen, unter Umständen ihm die entblößte Brust zur Abwehr entgegenhaltend, kennen wir auch aus der Saga. Es entspricht ferner völlig den Tatsachen, daß die Verwaltung des Irrationalen, des *sanctum* und *providum*, als Privileg der Frau gesehen wird; sie reichte mit dieser Gabe bekanntlich bis nach Rom an den Hof der Cäsaren, der sich germanischer Seherinnen gelegentlich bediente.

Daß die Kindererziehung noch nicht auf ständische Unterschiede gerichtet ist, daß erst mit der Waffenfähigkeit und der Freizügigkeit des Freien diese Unterschiede sichtbar werden, ist ohne weiteres ebenso richtig, wie das Fehlen der Schule, an deren Stelle eben für den Jüngling die Gefolgschaft steht. Ebenso richtig ist die *sera Venus*, jene sonderbare Keuschheit, die sich in das spätere Heldenlied überträgt und an der wir also nicht zu zweifeln brauchen trotz der taciteischen Tendenz gegen Rom. Die knabenhafte Ehre wird in die Förderung des schönen Wuchses und der Kraft gesetzt, Sippe und Gefolgschaft, Stamm und Staat verlangen in gleicher Weise das Fernhalten der Triebe, ihre Sublimierung zu körperlicher Tüchtigkeit.

Rein Konnex mit der magisch-dämonischen Welt, keine grausamen Torturen und Besessenheiten sind mit der Jünglingsweihe verbunden wie sonst bei den Primitiven. Die Waffe allein macht den Jüngling zum Staatsbürger. Und selbst der Schwerttanz ist ebenso des Dämonisch-Magischen wie des circensischen Gewerbes völlig entkleidet, er ist vom Kultischen weg in die tiefere Bedeutung des Sportlich-Adligen gelagert, eine Sache an sich, die man um ihrer selbst willen tut. Nichts ist übriggeblieben als das schöne, stumme gefährlich-anmutige Spiel, aus dem die Leiber und die Schwerter funkeln. Wie echt ist diese menschliche Klarheit! Das Heroische blieb fast abstrakt wie im Heldenlied, weil es hier selbst zur Religion zu werden begann. Das ist der sogenannte diesseitige Charakter der germanischen Welt, den Tacitus so richtig traf wie die gute Saga. Wieder müssen wir sagen: Ist die höhere Poesie auch selbst noch nicht sichtbar, so doch die Grundlagen und die Vorbedingungen, aus denen sie alsbald erwuchs.

Wie gesagt: es ist nicht nur die überraschende Fülle der richtigen Einzelheiten, nicht nur die Beringfügigkeit der Lücken, sondern vor allem der so außerordentlich wahre und richtige Ton und Geist, der diesem Büchlein seinen unvergleichlichen Wert verleiht. Man bringe über Indien und China auf so kleinem Raum so viel Glaubwürdiges unter. Dazu gehören in erster Linie Genie und Schau eines großen zusammendrängenden Künstlertums. Man müßte dazu ein Kleist sein, wenn man nicht ein Tacitus wäre.

Einer edlen Politisierung unseres Geistes hat dies Büchlein schon öfters gedient. Diesen Dienst möge es ruhig weiter erfüllen. Es hat das Sünden- und Greuelpropagandakonto späterer romanischer Autoren im vorhinein getilgt. Und wir schließen freudig mit Jacob Grimms berühmtem Wort: „In die Geschichte der Germanen ist ein Morgenrot gestellt, um das andere Völker sie beneiden können.“